

MICHAEL SCOTT MOORE

# WIR WERDEN DICH TÖTEN

977 TAGE  
IN DER HAND  
VON PIRATEN



„Meinst du, wir werden von Drohnen beobachtet?“, fragte ich.

„Klar!“, Gerlach lachte.

Wir fuhren an einem riesigen grauen Moscheekomplex vorbei. Auf dem Dach zwischen den beiden Minaretten standen vermummte Männer und hielten mit Granatenwerfern im Anschlag Wache.

Mowliid sagte etwas und Gerlach übersetzte: „Wahrscheinlich halten sie dort Geiseln.“

„In einer Moschee?“, fragte ich ihn ungläubig.

Die Moschee und die Waffen hatten mich sofort an die islamistische Al-Shabaab-Miliz erinnert. Eine Terrororganisation, die in Hobyo ansonsten keine Präsenz zeigte.

„Die Geiseln werden irgendwo in der Moschee oder ganz in der Nähe sein“, antwortete Gerlach.

„Die Typen da sehen aus, als wären sie von al-Shabaab“, warf ich ein.

„Piraten“, sagte Gerlach verärgert. „Piraten sind keine Moslems! Wer in einer Moschee Geiseln hält, entweiht die Moschee!“

Wir passierten inmitten von Sand und dünnen Sträuchern die ersten niedrigen Hütten am Stadtrand von Hobyo. Etwas weiter sahen wir eine Villa, umgeben von hohen Mauern. Über dem Eingangstor thronte weithin sichtbar das Gipsmodell eines Geländewagens, angemalt mit leuchtenden Pastellfarben. „Land Cruiser“, stand darunter. Wer es unter den Piraten zu etwas bringt, so das landläufige Versprechen, dem winken Luxusautos und Wohlstand. Wer durch dieses Tor eintritt, so die Botschaft des Hausherrn, kommt diesem Versprechen einen guten Schritt näher.

„Das Haus gehört tatsächlich einem berühmten Piraten“, bestätigte Gerlach meinen Verdacht.

„Wie heißt er?“, fragte ich nach.

„Was weiß ich“, murmelte Gerlach nur.

Wir fuhren durch die Stadt und erreichten schließlich einen breiten Strandabschnitt. Direkt am Wasser lagen große Boote mit hochgeklappten doppelten Außenbordmotoren im Sand. Es war der Hafen der Stadt, wenn man so will.

Wir hielten nahe einer natürlichen Buhne aus schwarzem Fels und unsere Leibwächter sicherten für uns den Strand. Hamid erklärte uns, dass die Sa'ads den Küstenabschnitt vor uns gern in einen Hafen verwandeln wollten. Die felsige Buhne hier, schwärmte er, wäre eine ideale Pier, die erste für die Region Galmudug.

Auf den ersten Blick allerdings überzeugten uns seine Pläne nicht. Zu wild brachen sich die Wellen an den scharfkantigen Felsen. Die Gischt spritzte uns ins Gesicht.

Hobyo wirkte verlassen und unsere Leibwächter blickten angespannt umher.

„Hast du das Schiff dort gesehen?“, fragte mich Hamid.

Er deutete in Richtung Wasser auf ein Wrack, das dort gekentert auf der Seite lag.

„Ein chinesischer Fischkutter“, sagte er. „2010 haben ihn die Piraten gekapert. Seitdem liegt er hier.“

„Und die Geiseln?“

„Sind irgendwo in Hobyo. Vielleicht sogar in der Moschee.“

Also lebten hier in Hobyo Geiseln, irgendwo, verborgen vor unseren Augen.

„Ein Chinese hat sich umgebracht“, erzählte Hamid.

„Wie lange sind die schon gefangen?“

„15 Monate, vielleicht mehr.“

In der Hoffnung auf riesige Lösegeldzahlungen hielten die Piraten ihre Geiseln immer länger gefangen. Doch gehörten die Mannschaften auf den Schiffen meist einer namen- und rechtlosen Klasse Mensch an.

„Den Chinesen sind ihre Geiseln egal“, sagte Ashwin resigniert. „Die lassen ihre Leute lieber hier verrecken. Die bezahlen keine Lösegelder.“

Digsi bahnte sich trotz seines weiten Gewands geschickt seinen Weg auf die Felsen und zeigte mit einer ausladenden Geste von einem Ende des Horizonts zum anderen. Auf Somali machte er uns darauf aufmerksam, dass kaum mehr ein Schiff zu sehen war. „Früher“, so erzählte er, „lag hier ein gekapertes Schiff neben dem anderen. Heute ist hier nichts mehr.“

Noch 2011 hatte ein deutsches Fernsehteam an der Küste Galmudugs die Reihen der gekaperten Schiffe filmen können. Die Strände der Region glichen dem Hafen von Amsterdam, hieß es damals in dem Bericht. Digsi war ganz offensichtlich stolz darauf, dass bei unserem Besuch so wenig von Somalias Piraterie zu sehen war.

„Nur das chinesische Wrack hier“, sagte ich.

„Mehr aber nicht“, gab Hamid zurück.

Unsere Leibwächter stießen einen Warnruf aus. Wir sollten zu den Autos zurückkehren.

„Wir werden von Piraten beobachtet“, erklärte Hamid.

Inzwischen waren zwei Autos aus Hobyo zu uns herübergefahren. Von einer Düne aus wurden wir beobachtet. Plötzlich hörten wir das Peitschen von Gewehrsalven. Ich versuchte, mich irgendwo am Strand in Sicherheit zu bringen, bis mich jemand packte und in ein Auto verfrachtete. Mir wurde flau im Magen.

Ashwin, Hamid, Gerlach und ich zwängten uns in einen Land Rover und ich hörte Ashwin sagen: „Die haben nicht auf uns geschossen. Ich kann das hören. Glaube mir, ich hab schon oft Gewehrfeuer gehört. Die haben in die Luft geschossen.“

Ich war unsicher.

„Das klang wie ein Feuerwerk“, meinte Ashwin. „Wenn es so klingt, dann wollen sie einen nur warnen.“

„Wovor?“ Ich hatte einen Kloß im Hals.

„Sie glauben, wir sind hier, um Geiseln zu befreien“, sagte Gerlach. „Die glauben, wir gehören zur Operation Atalanta“, das Marinekommando der EU vor der Küste Somalias. „Wir haben ihnen zu erklären versucht, dass wir nur Journalisten sind, dass wir eine friedliche Lösung suchen – auch wenn unsere Leibwächter uns natürlich verteidigen.“

„Okay“, sagte ich.

Unsere Leibwächter gingen angespannt am Strand auf und ab, das Gewehr fest in der Hand. Es war nicht zu erkennen, wer genau mit unseren Angreifern „eine friedliche Lösung suchte“. Keiner schien zu telefonieren. Nach ein paar Minuten jedoch entspannte sich die Lage und wir stiegen zurück in unsere Autos.

„Wir dürfen den Strand verlassen“, sagte Gerlach.

Wir fuhren im Konvoi durch die Außenbezirke von Hobyó, vorbei an Sandhügeln und verwitterten Zaunpfählen. Wir kamen bis auf ein paar Meter an den chinesischen Fischkutter heran. Das Boot war in der Dünung zur Seite gekippt, der Kiel leuchtete noch hellblau, war aber bereits mit zahllosen rostbraunen Stellen durchsetzt. Auf Ashwins Filmaufnahmen konnten wir am Rumpf den Namen erkennen: „SHIUH FU 1“, stand dort in lateinischen und chinesischen Buchstaben.

Am Stadtrand bogen wir schließlich in eine schmale Straße ein. Ein kräftiger Mann mit dunkelschwarzer Haut wartete dort bereits auf uns. Er trug einen auffälligen Turban und einen Sarong. Digsí stieg aus und gab ihm die Hand.

„Ein echter Verbrecher“, murmelte Gerlach. „Er gehört zu einem anderen Teil des Sa’ad-Klans. Wir sind hier zum Essen eingeladen.“ Der Sa’ad-Klan teilt sich in viele kleine Untergruppen auf. Digsí gehörte zu den Ali Nimaale, während in Hobyó überwiegend die Gruppe der Ahmed Nimaale zu Hause war – eine Gruppe mit engen Verbindungen ins Piratengeschäft.

Wir fanden uns in einem stickigen, mit goldbestickten Sofas vollgestellten Raum wieder. Das Zimmer war offenbar eigens für uns vorbereitet worden. Auf einem niedrigen Tisch standen etwas Wasser und billiger Mangosaft. Auf den Sofas hatte jemand gleichmäßig Papierflaggen in den somalischen Farben verteilt. Mir wurde mit einem Mal der Ernst meiner Lage bewusst: Ich war hier gefangen, sollte mir hier etwas zustoßen, nichts und niemand könnte mir zu Hilfe kommen. Wir nahmen die Flaggen von der Couch und setzten uns. Fliegen surrten durch die heiÙe, feuchte Luft.

Unser Gastgeber stellte sich uns als Abduelle vor. Auch er behauptete, Bürgermeister von Hobyó zu sein. Mohamud Awale, der sich uns zuvor in Galkayo als Hobyós Bürgermeister vorgestellt hatte, war nicht im Raum und konnte ihm also den Titel nicht streitig machen. Mit ausladenden Gesten und rauer Stimme setzte Abduelle nun zu einer Rede an. Gerlach übersetzte für uns ins Deutsche: Er begrüÙe seine Klanbrüder und die Gäste aus dem Ausland. Dringend sei er im Kampf gegen die Piraterie auf die Hilfe der ausländischen Mächte angewiesen, er brauche mehr Waffen und logistische Unterstützung. Außerdem brauche es eine bessere Abstimmung zwischen den Atalanta-Einsatzkräften der EU und seinen Leuten. Kaum jemand in Somalia glaubte, dass der EU-Einsatz sonst zu einem Erfolg führen könne.

Ganz offenbar spielte Hobyós Bürgermeister hier auf die Überzeugung vieler Somalis an, dass die EU mit ihrem Einsatz nur die aus somalischer Sicht illegalen Fischzüge der europäischen Fischereiflotten vor dem Horn von Afrika schützen wollte.

Ich kannte den Konflikt nur zu gut und hatte als Journalist schon häufiger darüber berichtet. Allerdings konnte mir bisher noch niemand eindeutige Beweise für die Anschuldigung der Somalis liefern. Auch meine Bitten an Präsident Alín um Fotos oder andere Dokumente, die das illegale Treiben europäischer Fischereiflotten stichhaltig beweisen konnten, waren gar nicht oder nur ausweichend beantwortet worden.

„Die wissen doch, dass wir nicht von Atalanta kommen?“, fragte ich Gerlach.

„Das hab ich ihm so gesagt!“

„Wir brauchen dringend Hilfe“, fuhr Abduelle fort, „militärisch und wirtschaftlich. Der Tsunami 2004 hat unsere Lebensgrundlagen zerstört.“

Das Beben im Indischen Ozean hatte tatsächlich weite Teile der somalischen Küste überflutet, hatte Häuser und Fischkutter weg- und stattdessen Fässer voller hochtoxischem Müll an die Strände gespült, die Müllschiffe der italienischen Mafia in den Jahren zuvor regelmäßig vor der somalischen Küste verklappt hatten.

„Wir werden Ihre Botschaft weitergeben“, versicherte ich dem Bürgermeister und versuchte über Gerlach herauszubekommen, warum sich in Hobyó zwei Männer um den Job des Bürgermeisters stritten.

„Abduelle ist kein offizieller Bürgermeister, die Regierung unterstützt ihn nicht“, erklärte mir Gerlach. „Allerdings wird er von den Klans hier in Hobyó unterstützt, vor allem von den Piraten.“

„Und wo ist unser Bürgermeister, Mohamud Awale?“, fragte ich noch.

„Er lässt sich mit dem Auto durch die Stadt fahren, damit ihn möglichst viele Leute sehen können. Zum Mittagessen will er wieder hier sein.“

Als Mohamud Awale schließlich auftauchte, wirkte er unbeholfen und unsicher, ganz im Gegensatz zu dem großspurig auftretenden Abduelle. Zu Mittag gab es Berge von Spaghetti mit Makrele und Kamelfleisch. Dazu wurde stark gesüßter Tee gereicht. Die Fliegen waren kaum von unserem Essen zu vertreiben, bei jedem Bissen schwirrten sie um unsere Lippen. Mit fettigen Händen versuchten wir sie zu verscheuchen – einige von uns nahmen selbst die Papierflaggen zu Hilfe. Eine Fliege schaffte es am Ende, auf meinem Augapfel zu landen. Es schien, als wären Hobyós Fliegen genauso ausgehungert wie die Bewohner der Stadt.

Gerlach und Digsí hatten mir versprochen, dass ich nachmittags mit einem Piraten sprechen könnte. Während wir nach dem Essen herumsaßen, die Fliegen vertrieben und warteten, nannte mir Mohamud Awale den Namen des Piratenbosses, an dessen Anwesen mit dem Land-Cruiser-Gipsmodell wir vormittags vorbeigefahren waren.

Er hieß Fatxi. Und Fatxi war es auch, der seinerzeit die Entführung der SHIUH FU 1 geplant hatte.

Den Namen des Piraten jedoch, den wir an diesem Nachmittag erwarteten, konnte mir Awale nicht sagen. Es sollte noch eine geschlagene Stunde dauern, bis er schließlich durch die Tür des Wohnzimmers trat. Seine schlaksigen Beine steckten in einer sandfarbenen Uniformhose, sein Hemd war bräunlich, um den Kopf hatte er ein rot kariertes Palästinensertuch gewickelt. Es bedeckte fast sein gesamtes Gesicht, sodass wir nur seine rot unterlaufenen Augen sehen konnten. Er stellte sich uns als Mustaf Mohammed Scheich vor. Ashwin richtete schnell seine Kamera ein und wir begannen unser Interview. Mustaf Mohammed gab ohne Umschweife zu, dass er sich im Krieg mit dem Westen sah. Die Weißen hätten mit ihren Fischzügen und dem Giftmüll die Korallenriffe zerstört. „Wenn ihr Weißen aufhört, unseren Fisch zu stehlen und euren Müll vor unserer Küste zu versenken, dann verschwindet das Problem mit den Piraten von ganz allein!“, verkündete er.

Viele seiner Anschuldigungen entsprachen den Tatsachen. Allerdings war derartige politischer Aktivismus unter den Piraten meist nur ein Vorwand. Seit jeher rechtfertigten

Freibeuter ihr Geschäft mit den sozialen und politischen Missständen ihrer Zeit. Der Pirat Klaus Störtebeker beispielsweise nannte am Ende des 14. Jahrhunderts seine Mannschaft „Likedeeler“. Ein Hinweis darauf, dass sie die Beute, die sie den Schiffen in der Nord- und Ostsee raubten, zu gleichen Teilen unter sich verteilten. An Bord seines Schiffes herrschten im Vergleich zum menschenverachtenden Regiment auf anderen europäischen Schiffen dieser Zeit flache Hierarchien und echter Mannschaftsgeist. Auch seine Zeit kannte zahlreiche soziale Missstände und jeder Widerstand dagegen scheint aus heutiger Sicht gerechtfertigt. Allerdings hielt ihr gerechter Anspruch die Piraten des 14. Jahrhunderts keineswegs von Mord und Vergewaltigung ab.

Über 700 Matrosen saßen zum Zeitpunkt unseres Interviews in Hobyo unter unmenschlichen Bedingungen in den Kerkern von Piraten. Menschen aus ärmsten Verhältnissen, aus Indien, Bangladesch, dem Iran, aus Sri Lanka, Thailand, dem Jemen und von den Philippinen. Auch die von den Entführungen betroffenen Reedereien hatten nur selten etwas mit dem Westen zu tun. Sie saßen überall auf der Welt; in Dänemark oder Griechenland genauso wie in Liberia, Malaysia oder China. Mustaf Mohammeds Kreuzzug gegen den Westen schien uns zumindest nicht sein einziges Motiv. Somalische Piraten nahmen einfach das, was ihnen vor die Nase kam.

„Können Sie schwimmen?“, fragte Ashwin den Piraten. „Ja“, übersetzte Gerlach die Antwort.

„Damit sind Sie doch wohl eher eine Ausnahme oder?“, fragte Ashwin weiter.

„Woher wollen Sie das wissen?“, fragte der Pirat zurück. „Jeder bei uns muss schwimmen können, das ist lebenswichtig!“

Im Hamburger Piratenprozess hatte ich noch etwas anderes gehört und davon auch Ashwin erzählt. Ein holländischer Kapitän berichtete damals dem Richter von einer Verhaftung auf hoher See. Ein junger Pirat war in Panik über die Reling ins Wasser gesprungen.

„Und, konnte er schwimmen?“, hatte der Richter gefragt.

Die meisten Piraten könnten nicht schwimmen, hatte daraufhin der Kapitän geantwortet. Es war eine der wenigen Aussagen in dem zähen und langwierigen Prozess, die mir im Gedächtnis geblieben ist.

Mustaf Mohammed dagegen war von den Schwimmkünsten seiner Leute überzeugt: „Die meisten Leute wissen gar nicht, was einen echten Piraten ausmacht. Der Mut, die Geschicklichkeit, mit der er über die Leitern und Taue auf die Frachtschiffe klettert“, zählte er für uns auf, „ein starker Wille, das ist es, was einen Piraten ausmacht.“

Wir nickten nur und ich stellte die nächste Frage.

„Angenommen, man würde entlang der Küste Hafenanlagen einrichten, glauben Sie, dass man damit der Wirtschaft in Somalia auf die Beine helfen könnte? Angenommen, das brächte Jobs für Ihre Leute, gäbe es dann weniger Piraterie?“

„Nein, erst wenn ihr aufhört, unsere Gewässer leer zu fischen oder mit euren Giftfässern zu verpesten, dann können wir über weniger Piraten reden.“

„Wie sind Sie selbst Pirat geworden?“, fragte ich ihn.

„Jemand hat mein Fischerboot versenkt“, erzählte er. „Meinen Bruder haben sie